

(Nachdruck verboten.)

40)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Eckhoud.

So etwa lautet das Selbstgespräch der Offiziere, während sie mit großen Schritten auf dem Deck herumrennen, und selbst der strenge Kapitän hat eine Anwandlung von Schwäche und Nachsicht, die man sonst an ihm nicht kennt.

Einer der Nummer muß den Stimmungsumschwung gekannt haben, denn er nähert sich mit schleichernder Liebedienerei dem Alten und präsentiert ihm ein Glas eines schäumenden Gemisches. „Ein Glas Champagner gefällig, Herr Kapitän?“ Der also Angeredete wirft dem festen Burschen einen wütenden Blick zu, aber der grimmige Fluch, zu dem sich der Mund öffnet, erstickt in den borstigen Haaren des grauen Schnauzbartes, ein verlegenes Lächeln umspielt die Lippen, und die Rechte greift begehrlieh nach dem Glase. Der alte Herr leert es auf einen Zug, schnalzt mit der Zunge und reicht es dem jungen Mundschentel zurück, nicht um das Glas dem Eigenthümer wieder zuzustellen, sondern es aufs neue füllen zu lassen.

Das verschmitzte Burschen, das seine Tugend so schön zu Falle gebracht, erregt das lebhafteste Interesse des Kapitäns, eines stark puritanisch angehauchten Presbyterianers strenger Obervanz. Wie die Mehrzahl seinesgleichen trägt auch dieser Nummer ein die Marine-Uniform imitirendes Fantasiefestum, er sieht so einem Schiffsjungen ziemlich ähnlich, nur das mädchenhafte Gesicht und die Form der Hüften und Schenkel unterscheiden ihn von den anderen Genossen. „Wie Teufel kriegt's das Höllengefindel nur fertig, solch schmude Rekruten aufzutreiben,“ murmelt der würdige Herr in den Bart und will sich eben zum Gehen wenden, als ihm der vorgebliche Nummer plötzlich um den Hals fällt und sich schamhaft als verkleidetes Mädchen zu erkennen giebt.

„Schödschwerenoth!“ wettet der Alte, „das Gefindel ist im Stande, uns ein ganzes Weiberhaus an Bord zu bringen!“

„Zu Befehl, Herr Kapitän,“ lüchelt der Schelm und zeigt mit dem Finger auf die Offiziere, die bei dem sie umtänzenden Nummer die gleiche Entdeckung wie ihr Kapitän gemacht haben.

Die Anwesenheit der Weiber hat den Matrosen Appetit gemacht und läßt ihnen die halbe Stunde, die sie noch von den Quailokalen der Hafenstadt trennt, als Ewigkeit erscheinen.

Das Ziel ist endlich erreicht, der „Delphin“ fährt in den Hafen ein. Noch eine letzte Biegung des vielfach gekrümmten Flußlaufes, und das Panorama Antwerpens breitet sich in seiner ganzen Herrlichkeit vor den Augen der Ankommenden aus: ein Gewirr von Magazinen, Speichern, Monumenten, Thürmen und Glockentürmen und über das Gewirr hinausragend der schlanke Spitzthurm der Kathedrale. Wie ein treuer, ins Land anschauender Wächter warnt er seine Schutzbefohlenen vor den lockenden Bisten und Ränken des Versuchers, der unten zu seinen Füßen der Opfer lauert, der Schlange gleich, die sich im Schatten des Lebensbaumes verbirgt. Die untergehende Sonne läßt das herrliche Bauwerk in zartem Blauschwarz aufleuchten, sie spiegelt ihr Flammenbild in dem aus Stein gewebten Spitzenbehang, und gleichzeitig mit dem Dohlenvolk, das in seinem Thurm nistet, flattern die Töne der Glocken hinaus in die Weite. Aber die Leute vom „Delphin“ erheben ihre Augen nicht zur Höhe und hören ebensowenig die Klänge der Abendglocken. Der Seemann hat selbst im Angesicht seines Schutzgeistes nur noch Ohren für die verführerische Zureden der Kuppler und nur noch Augen für die Häuser in den engen Gäßchen, deren rothe Fenster wie verderbenbringende Leuchtfeuer durch die Nacht glühen. Sobald er den Fuß aus Land gesetzt, verschleppen ihn die Nummer ohne viel Mühe in die verschwiegene Lokale, wo Kuppler und Dirnen in edlem Bunde wetteifern, den Vethörten auszulündern. Die Nummer strecken dem Matrosen einen Theil seines Hungerlohns vor und bestimmen ihn, die paar Goldstücke, die den Lohn seiner mühseligen Arbeit bilden, in den

Händen des Wirthes zurückzulassen. Von Stunde an ist er ihnen mit Haut und Haar verfallen.

Aus den Armen der Dirne wendet er sich in die seines sauberen Führers zurück, der dafür sorgt, daß er sich bald um Sinn und Verstand getrunken hat. Man halft ihm allerlei unnützen Krimsstrams auf, den er zehn- und zwanzigmal über den Werth bezahlen muß und den er in seiner Trunkenheit mit vollen Händen unter seine Begleiter vertheilt. Ohne diese geht er überhaupt nicht mehr aus, er bleibt von früh bis Abend unter ständiger Bewachung. Jeden Morgen erhält er von seinem Mentor ein Goldstück in die Hand gedrückt und jeden Abend hat der lustige Bruder sein Taschengeld gewissenhaft ausgegeben. Er giebt das Geld so sorglos aus, als wäre ihm Fortuna's Börse zu eigen.

Er fällt deshalb auch aus allen Wolken, als ihm sein freundlicher Führer und Bankier eines schönen Tages eine Rechnung überreicht, die ihn darüber belehrt, daß er dem Darlehensgeber mehr als das Doppelte von dem, was er noch zu besitzen glaubte, schuldet. Diesmal reißt dem Burschen der Geduldsfadens, er geberdet sich wie ein Wilder und erhebt drohend die Fäuste, aber in Vorahnung dieser unausbleiblichen Auseinandersetzung hat sich der Nummer mit einer Schutzwache seiner Genossen umgeben. Er bedroht den Ausgeplünderten seinerseits mit einer Anzeige beim Seegericht, einer Behörde, unter der sich der Einfaltspinsel eine Art Inquisitionsgericht vorstellt. Die Drohung genügt, den Widerspenstigen kirre zu machen, der heftigen Aufwallung folgt die Niedergefallenheit auf dem Fuße. Ehe er ins Gefängniß wandert, will er lieber mit seinem Blute bezahlen. Und nun folgt die traurigste Phase in der Leidensgeschichte des diesen Blutsaugern zum Opfer gefallenen Matrosen.

Der Kaufmann von Venedig nahm seinem zahlungsunfähigen Schuldner nur ein Pfund seines Fleisches, die Antwerpener Shylock's schlachten den armen Teufel, der seinen Verpflichtungen nicht nachkommen kann, dagegen moralisch aus, indem sie ihn in ein ganzes Netz von Pflichtverletzungen verstricken; sie zwingen ihn zur Desertion, verschaffen dem Kontraktbrüchigen einen neuen Heuervertrag, streichen das Handgeld ein, lassen ihn einen zweiten Vertrag unterzeichnen, führen sich auch diesen zweiten Vorstoß zu Gemüthe und wiederholen das Spiel, bis die Konsulatsbehörde aufmerksam wird und Anstalten trifft, sich ins Mittel zu legen.

Sie haben ihr Opfer wie eine Zitrone ausgequetscht, beklagen sich indessen gleichwohl, daß der Mann bei ihnen noch tief in der Kreide steht. Der Kerl wird ihnen auf die Dauer unbequem, am Ende könnte er doch in der Verzweiflung einen Schritt wagen, der seine Peiniger ins Unglück stürzt, und deshalb verschleppen sie den Willenlosen in eine Spelunke außerhalb der Festungswerke und verschachern ihn dort an einen von Gewissensbedenken nicht geplagten Kapitän. In einer dunklen Nacht schafft dann derselbe Nummer, der dem Matrosen des „Delphin“ ein so liebenswürdiges Führer und Berather war, denselben Mann als Deserteur in aller Heimlichkeit an Bord des Schiffes.

Naum ist er wieder in seinem Element und zu der gewohnten Beschäftigung zurückgekehrt, so hat der Matrose auch schon all die Ränke und Kniffe, denen er zum Opfer gefallen, vergessen, und wenn der arme Teufel von der langen Reise zurückkehrt, ist tausend gegen eins zu wetten, daß er wieder in die alte Falle gehen und den Seelenverkäufern der Schelde Gut und Blut überlassen wird.

XXV.

Der Verkehr mit den Elendesten und Aermsten der großstädtischen Bevölkerung hatte die naturgemäße Folge, daß Laurent Paridael sein Geld mit vollen Händen austheilte. Es schien fast, als ob er Gile hatte, mit thunlichster Beschleunigung den letzten Pfennig an den Mann zu bringen, um auch in seiner materiellen Lage den Gefährten gleich zu sein. Der Eitel, den ihm das Geld am Tage seiner Großjährigkeits-Erklärung einflößte, hatte sich nach der Aussprache mit den Tilbal's wesentlich gesteigert. In seinen Augen verkörperte das Kapital wie das Rheingold der Wagner'schen Tetralogie eine böse, verderbenbringende Macht, die alles Menschenelend herbeiführt, und deren finstern Walten er auch sein persönliches Unglück zuschrieb. Hatte ihn nicht das Geld von

Regina wie von Henkette getrennt, dasselbe Geld, das ihm nicht einmal in den Stand setzte, seine lieben Freunde aus der „Kokosnuß“ in Antwerpen zurückzuhalten?

Der Dämon sollte ihn aber nicht lange mehr narren. Wenn er es so weiter trieb, mußte er sich in Jahresfrist des Rammons entledigt haben. Seit der Abfahrt der Auswanderer und seinem Streit mit Bergmans konnte er schalten und walten wie er wollte. Keine Aufsicht, keine mahnende Zusprache hinderte ihn mehr, das schmutzige Geld, das er just so verachtete, wie es die Kaufmannschaft seiner Vaterstadt vergötterte, auf die Straße zu werfen.

In Ausübung dieser Thätigkeit erfand er immer neue Streiche, die dazu angethan waren, bei der schreckhaften, prüden Bourgeoisie Anstoß und Aergerniß zu erregen, so daß seine Vergeudungssucht den Proßen und allen auf Zucht und Ordnung haltenden Gutgesinnten als eitel gotteslästerliches Thun erscheinen mußte. Man hätte ihn zur Noth seine aller Eitelkeit Hohn sprechende Pöbeleien, seine Aufsehnung gegen die Gesellschaftsmoral verziehen, aber für diese sinnlose Verschwendung gab es auch in den Augen der Langmüthigen keine Entschuldigung.

Hätte er es sich nicht beifallen lassen, bei helllichem Tage, angeheitert wie er war, in Gesellschaft eines Stallmeisters und des Schulreiters eines zu Grunde gegangenen Schmierenzirkus in den belebtesten Straßen zu flaniren, um die geschäftseifrigen Leute, die sich zur Börse begaben, zu verhöhnen? Um das Aergerniß voll zu machen, marschirte vor den drei sauberen Kumpanen der Hausdiener des Restaurants, in jeder Hand eine Flasche Champagner als Wahrzeichen und Banner schwingend. So ausgerüstet erkletterten die Herrschaften den Hauptthurm bis zur letzten Galerie über der Stodentube, tranken, dort angekommen, in aller Gemüthlichkeit ihren Champagner aus und warfen die leeren Flaschen auf den Platz hinunter.

Aber alle diese Erzeffe entsprangen im Grunde einem edelen Beweggrund, es war das Bedürfniß, sich auszuleben, die Schwachen zu schützen, den Mühseligen und Beladenen einen Augenblick der Freude zu schaffen, das sich in dieser zügellosen Art bethätigte. Auf Erkenntlichkeit machte er keinen Anspruch. Den armen Teufeln, die sich in Dankhagungen erschöpften, schmitt er kurz das Wort ab: „Nehmen Sie nur und machen Sie wegen der Kleinigkeit weiter kein Aufhebens!“

Seine Mild- und Liebesthätigkeit ging über alles Maß hinaus und ging ohne Ziel und Plan ihre eigenen Wege. Er verhalf einem entlaufenen Militärsträfling zur Flucht, befreite eine Anzahl Matrosen aus den Krallen ihrer Manichäer, ermöglichte Auswanderern die Rückkehr in die Heimath und nahm auch keinen Anstand, einem steckbrieflich verfolgten Verbrecher Unterschlupf zu gewähren.

Einen ganzen Winter lang, einen schrecklichen Winter, während dessen ganzer Dauer die Schelde vom Eise bloßirt war, besuchte er die Wohnungen der Tagelöhner und Handlanger. Er gab sich als Vertrauensmann irgend einer wohlthätigen Stiftung aus, legte still und heimlich alle Baarmittel, die er bei sich hatte, auf den Tisch, und ehe noch die also Beschenkten Zeit gefunden, ihrem freudigen Erstaunen über die ansehnliche Gabe Ausdruck zu geben, war der Wohlthäter schon Hals über Kopf die Treppen heruntergeeilte, als hätte er irgend eine böse That auf dem Gewissen.

Unter all den jammervollen Stätten, die er im Verlaufe dieses Winters zu sehen bekam, prägte sich besonders das Bild der Dachkammer in sein Gedächtniß, mit dem Nest von kleinen Kindern im Alter von ein bis fünf Jahren, die in einer mit verfaultem Stroh ausgelegten Kiste verkümmerten. Das klägliche Wimmern der Kleinen und das Zucken der abgemagerten Körperchen zauberte ihm das leibhaftige Bild des Hungers vor die Augen, wie er in grauenhafter Verkörperung über das erbärmliche Lager geneigt, seine Krallen in die armseligen Leiber der Kinder eingrub und sie zerfleischte wie der Rechen, der auf dem abgeernteten Stoppelfeld kümmerliche Nachlese hält. Fern von dem Sammlerlager in der äußersten Ecke der Kammer hochte der Vater. Der stämmige, widerstandsfähige Hafensarbeiter hatte das Hungerdasein besser ausgehalten als seine Frau, die dem Elend erlegen war und ihn mit den Kindern zurückgelassen hatte. Schimpfend und mit den Händen fuchtelnd bedeutete der Unglückliche dem Eindringling, ihn von seiner lästigen Gegenwart zu befreien, aber das Wimmern der hungernden Kleinen bestimmte Laurent, die Aufforderung unberücksichtigt zu lassen, an den Verzweifelten heranzutreten und ihm ein Zwanzig-Frankstück in die Hand zu drücken. Aber die Hand nahm das

Goldstück nicht, und die Augen des Mannes wandten sich wie von dem gleißelnden Goldglanz geblendet, der Mauer zu. Laurent's erneuerter Versuch, dem Manne das Geldstück in die Hand gleiten zu lassen, mißglückte wie der erste. Für die plumpen Finger schien die Last zu schwer. Das Goldstück fiel klirrend zu Boden, und das helle Klirren des aufschlagenden Metalles klang wie der Ton der Sterbeglocke, wie eine nahende Schicksalsstimme an Laurent's Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Gegen den Lutschbeutel.

Eine ärztliche Mahnung für Mütter.

Einer der widertwärtigsten, ungesundesten und verbreitetsten Mißbräuche bei der Pflege kleiner Kinder ist die Anwendung des Lutschbeutels, auch Nudelschen oder Zulp genamnt, dem Manne das Geldstück in die Hand gleiten zu lassen, mißglückte wie der erste. Für die plumpen Finger schien die Last zu schwer. Das Goldstück fiel klirrend zu Boden, und das helle Klirren des aufschlagenden Metalles klang wie der Ton der Sterbeglocke, wie eine nahende Schicksalsstimme an Laurent's Ohr.

Warum schreit aber ein Kind? Sehr häufig, weil es irgend ein Unbehagen verspürt. Es kann z. B. Hunger haben, oder die Nahrung sagt ihm nicht zu, es kann naß liegen, die Kleidung kann es drücken, es hat vielleicht an einer versteckten Stelle einen Ausschlag oder einen kleinen Furunkel, es wird vielleicht von einem der kleinsten thierischen Plagegeister, etwa einem Floh, geärgert. Für alle diese Uebel ist das erste und oft auch das einzige Universalmittel gedankenlos oder träger Mütter und Wärterinnen der Zulp. Klüger und namentlich besser für das Kind wäre es, erst nachzusehen, ob einer der genannten Anlässe die Unruhe des kleinen Schreiers erklärt. Ob die Nahrung ihm bekommt, wird eine vernünftige Mutter aus dem Vorhandensein oder Fehlen anderer Symptome, wie Erbrechen, Durchfall, Abnahme des Körpergewichts, erkennen, nöthigenfalls mit Hilfe des Arztes. Ist aber keiner dieser Anlässe zu finden, sieht das Kind gut aus, ist es fieberfrei, worüber das Thermometer, nicht die aufgelegte Hand Aufschluß giebt, schreit es kräftig, so — mag es schreien. Für das Kind, das noch nicht sprechen und singen kann, ist eben das Schreien die einzige Art, wie es seine Lungen äßt. Ein solches gesundes Schreien soll den Ohren der Eltern eigentlich eine wohlgefällige Musik sein; es darf sie eben so wenig stören als später das unaufhörliche, scheinbar zwecklose Plappern.

Wird einem schreienden Kinde der Lutschbeutel in den Mund gesteckt, so wird es freilich, leider nur zu oft, beruhigt. Hat es Hunger oder ein anderes körperliches Unbehagen, so wird es durch die Thätigkeit des Saugens, die dadurch bedingte Absonderung und das Verschlucken des Speichels abgelenkt, beschäftigt und über seinen Hunger oder seine Schmerzen getäuscht. Getäuscht aber wird auch die Mutter, die da glaubt, alles sei in bester Ordnung, wenn nur das Kind nicht schreit. Denn die Nachtheile des Zulpes überwiegen bei weitem den scheinbaren augenblicklichen Vortheil. Abgesehen davon, daß das Saugen an diesem ekelhaften Instrument für die Kinder eine Vorstufe des häßlichen, ungesunden sog. Nippelens (Saugen und Nagen an den Fingern) ist, giebt der Lutschbeutel auch eine Brutstätte gesundheitsgefährlicher Unsauberkeit ab, da sich an dem vom Speichel rauh und rissig gewordenen Gummi allerlei Pilze und Schmutzpartikel ansiedeln, die in der warmen Feuchtigkeit des Mundes gedeihen und Veranlassung zu Erkrankungen der Mundschleimhaut und des Magens geben können. Auch ist es leicht zu verstehen, daß der durch das Saugen reichlich produzierte Speichel verschluckt werden und die Verdauungssäfte verdünnen und unwirksam machen kann, so daß die Nahrung schlechter ausgenutzt wird. Eine noch größere und unmittlere Gefahr liegt in der Möglichkeit, daß das Kind den Lutschbeutel im Schlafe immer fester anjagen kann, bis er den Kehlkopfseingang verlegt und das Kind ersticken läßt. Das ist durchaus kein theoretisches Schreckbild, sondern eine wiederholte Beobachtung, die erst jüngst ein in allen Veräiner Müttern beachteteter Fall bestätigt hat.

Wie sehr die Kinder sich an dieses gefährliche und ekelhafte Ding gewöhnen, und wie gedankenlos Eltern sein können, sieht der Arzt oft, wenn er zu drei- ja vierjährigen Kindern gerufen wird, die ihm mit dem Zulp im speichelnden Munde entgegenreten.

Es sollen, meine ich, diese sehr einfachen Erwägungen und Erfahrungen genügen, alle Mütter zu veranlassen, den Zulp trotz der schwerwiegenden Empfehlungen, die alle Hebammen ihm immer noch mitgeben, aus dem Munde, besser noch aus dem Zimmer ihrer Kinder zu entfernen, selbst auf die Gefahr hin, sich einige Tage das Geschrei der ihres Spielzeugs beraubten Kleinen anhören zu müssen. Wenn sie sehen, daß ihnen der laute Protest nicht hilft, beruhigen sich die Kinder bald und geben nach, in diesem Falle nicht als die Klügeren, sondern als die Schwächeren; denn nicht immer ist Nachgeben ein Zeichen der Klugheit, eine banale Weisheit, die manche Mütter bei der Erziehung der Kinder mehr beherzigen sollten. —

Kleines Feuilleton.

Ausschließung des Brockenmooses. Durch den Bau der neuen Brockenbahn sind die Torfmoore des Oberharzes an verschiedenen Stellen durchschnitten, besonders in den flachen Senken

zwischen Königsberg und Broden. Sie werden daselbst unterlagert von Granitgrus und zeigen mehrfach eine Mächtigkeit von reichlich 3 Metern. Durch tiefe und breite Entwässerungsgräben sind größere Strecken vollständig trocken gelegt, die so eine genaue Untersuchung des Torfes ermöglichen. Derselbe zeigt sich deutlich geschichtet, besonders dort, wo er bis zum Grunde ausgetrocknet ist. Die Schichtung mag wohl zumest bewirkt sein durch den Wechsel der verschiedenen Pflanzen, die am Aufbau des Torfes theilgenommen haben. Die unteren Lagen desselben enthalten auffällige große Baumwurzeln und Stümpfe von drei bis vierfacher Stärke der noch heute im Brodengebiete wachsenden Fichten. Die Jahresringe des Holzes sind sehr breit und lassen auf ein schnelles Wachstum schließen. Das im Moor aufgefundene Stammende einer Fichte zeigte 11 Jahresringe, während ein durchgefälgter lebender Stamm vom Fuße des Brodens bei gleicher Stärke etwa 80 Jahresringe, und ein gleich dicker Stamm unten aus dem Meißel deren neun erkennen ließ. Außer Koniferenresten fanden sich auch Stämmchen von Birke und vielleicht auch von Pappel, sowie eigen thümliche kugelige Gebilde, die als Früchte der Hasel anzupreisen sein dürften. Auch die inneren, dorkartigen Astansätze von Koniferen kommen nicht selten vor. Dieselben sind besonders aus den Schweizer Torfmooren bekannt und wurden lange Zeit für Artefakte gehalten. — Von Laubbäumen finden sich heute im eigentlichen Brodengebiet nur die Eberesche und die zierliche, strauchartige Zwergbirke, sowie vereinzelte Weiden. Die aufgefundenen Birkenstammreste haben einen Durchmesser von etwa einem halben Fuß und dürften von Betula alba herrühren, die heute in den Brodenmooren nicht mehr vorkommt, während sie in den Mooren der Bruchberge nicht selten ist. Die angeführten Funde ergeben nun die überraschende Thatfache, daß in früheren Zeiten im Brodengebiete ein wärmeres Klima geherrscht haben muß; darauf weist auch eine Notiz von Gamppe hin, der bemerkt: „Die Torfschichten am Dierharze ergeben, daß die Linde, vor Anpflanzung der Fichte, mit Birken, Hasel und Weiden den Wald gebildet, und daß die Fichtenkultur sie unterdrückt hat.“ —

Theater.

—hl. Vor der ersten Abtheilung der „Freien Volksbühne“ wurde am Sonntag 3. d. M. „Nora“ aufgeführt. Man kann nicht sagen, daß das Schauspiel das Publikum mit fortgerissen hätte; die ersten beiden Aufzüge erlangen geringen Beifall, und nur der dritte, die Auseinanderregung zwischen Nora und Helmer hatte einen stärkeren Erfolg. Es lag dies wohl an dem Spiel. Das Schauspiel steht und fällt mit der Darstellung der Nora (Hedwig Lange), und während die übrigen Schauspieler ihrer leichteren Aufgabe ganz gut gerecht wurden, war die Nora dem schwierigen Problem nicht entfremdet gewachsen, am wenigsten in den ersten beiden Aufzügen. Man begriff nicht, wieso sie die „zwitternde Veräc“ sein sollte, von der ihr Mann fortwährend redet; es fehlte in ihrem Spiel jede tiefere Gestaltung des Gegenfages, in dem Nora bis zu der Katastrophe gelebt, die ihr bisheriges Leben an der Seite ihres Vaters und ihres Mannes hätte verständlich machen und zugleich die nur scheinbar plötzliche Wandlung in der letzten großen Szene vorbereiten können. — Der Vorstand der „Freien Volksbühne“ hat für Januar die Einrichtung einer festen Abtheilung beschlossen. —

Musik.

Konzerte. Theater des Westens. Nach den größeren und gefällten Leistungen der letzten Zeit bot die vergangene Woche verhältnismäßig Ruhe. Immerhin gab es noch viel mehr Konzerte, als ein Referent bewältigen kann, und unsere Auswahl konnte nur sehr eng sein.

Der in Berlin bereits bekannten Liederfängerin Marcella Prega (schweizerischer Herkunft) geht nun der Ruhm einer zweiten Warte voraus. Sie bewährte sich am 24. d. M. in der Reichstein-Saal mit einem interessanten, meist italienischen und französischen Programm als eine gute Interpretin der zierlichen Gesangslyrik; ihre Stimme ist klein, aber tragfähig; die Töne kommen, namentlich in den inneren Lagen, nicht immer ganz frei heraus. Um jenen Ruhm zu bestätigen, müßte allerdings noch ein Mehr abgewartet werden.

Am selben Abend gab die Violinistin Irma Saenger-Sethé in der Singakademie ein zweites Konzert mit dem Philharmonischen Orchester. Nach dem von uns gehörten Vierzehntens (op. 31) zu urtheilen, ist sie eine tüchtig gebildete Künstlerin mit einem vollen, fast robusten Ton.

Den Bericht über einige andere Konzerte mußten wir einem Vertreter überlassen. Die helle Koloraturstimme der Lena Krull, die am 26. d. M. in der Singakademie mit demselben Orchester konzertierte, zeigt noch in der Kopflage schöne, weiche, runde Töne, bei einem netten und großzügigen Vortrag. Die Klavierbegleitung von Waldemar Sack war feinsüßlich und fast allzu diskret. Der mitwirkende Cellist Ferdinand v. Lilien-erou verfügt über gute Technik und vollen schönen Ton. —

Scheidemann's zweiter Liederabend war am 27. d. M. Der Sänger scheint einer von denen zu sein, die sich erst „einsingen“ müssen; in den ersten Nummern machte die nicht ganz reine Intonation den Eindruck, daß dem Künstler der Drang nach künstlerischem Ausdruck über das Technische hinauszuwoll. Dann aber gelang ihm manches auch rein stimmlich aufs beste, und die Freude des Publikums trieb ihn wieder zu Wiederholungen und zu zwei Zugaben. Der Klavierspieler Herr Kronke scheint zu besserem angelegt zu sein

als zu dem, was er wieder darbot, und könnte gerade durch Herrn Scheidemann's daran gemahnt sein, das richtigere „Erst ist die Kunst“ nicht in ein „Feiter ist die Kunst“ zu verwandeln.

Das vierte philharmonische Konzert, vom 28. d. M., über dessen Hauptprobe mir berichtet wird, brachte zwar eine Fülle von anziehenden Neuheiten, aber zugleich wieder ein typisches Weispiel von dem Glend unserer Konzertprogramme. Es kamen: zwei neue Kompositionen, von Dröfsele und von Conus; ein Violin- solist Alexander Petchniloff; und ein Sänger Jean Lassalle, der als der heute erste Vertreter französischer Gesangskunst bezeichnet wird. Wenn ein solcher Mann in einem Konzert nichts zu bringen weiß als zwei Operarien (darunter eine abgeschmackte „Dinorah“), so macht er der von ihm vertretenen Kunst nicht eben viel Ehre, auch wenn er selbst ersichtlich ein großer Gesangs-künstler ist. Einen großen Genuß verschaffte Herr Petchniloff; eine wohlverdiente Anerkennung erhielt das Orchester; die neuen Kompositionen scheinen nicht eben besonderen Eindruck hinterlassen zu haben. —

Theater des Westens. Als im vorigen Jahre Donizetti's 100. Geburtstag gefeiert wurde, sah man erst recht deutlich, welchen Werth seine Opern mit Recht noch immer haben. Und dies konnte man gegenüber der „Regimentstochter“ wieder am Freitag, den 25. d. M., sehen, als sie im Theater des Westens neu einstudirt zur Aufführung kam. Zuerst in Paris 1840, in Berlin zuerst 1842 und hier bis Ende 1896 231 Mal aufgeführt, ist diese lomiße Oper zumal durch die dankbare Titelrolle eines der beliebtesten Stücke geworden. Die Dichtung gehört im allgemeinen zu den edelsten Kunstleistungen, verlangt aber sorgsame Behütung vor dem Herabziehen in die Sphäre der Operetten-Militär-Posse. Das wurde diesmal nicht ganz vernieden. Starke Striche (gut ein Sechstel des Ganzen) und ein Darüberwischen über dramatische Knotenpunkte waren der feinen Entwürfungen, die es hier giebt, nicht würdig. Frau Schuster-Wirth spielte und sang die „Marie“ recht gut; das Schreien ihrer Stimme möchte hier eingewachsen passen; aber daß sie auch Gesänge, die ausdrücklich den Personen auf der Bühne gelten (singe uns des Regimentes Rundgesang“ und „So lebet wohl, Ihr theuren Waffenglieder“), unmittelbar ins Publikum singt, ist ihr oder der Regie auch in einer solchen „älteren“ Oper nicht zu verzeihen. Wo sie ihre Trommel haben sollte, erparte sie sich dies; statt dessen ward an ganz ungeeigneter Stelle ein Chor mit ihrer mechanischen Trommelbegleitung eingeschaltet. Und dergleichen mehr. — Herr Hermann Steffens gab den alten „Sulpiz“ prächtig; auch die übrigen leisteten gutes. Die Schinderei mit dem Chor hatte diesmal Kapellmeister Schuster auf sich zu nehmen; vielleicht läßt man ihn nächstens gleich selber singen. Die dem Drama geraubte Zeit wurde auf ein „Vallet-Divertissement“ verwendet. Ob das wirklich helfen wird? — sz.

Kunst.

—hl. Die „Volksthümlichen Kunstausstellungen“, die in Zukunft an jedem Sonntag im Bürgeraal des Rathhauses veranstaltet werden sollen, haben am Sonntag ihren Anfang genommen. Man wird der zu Grunde liegenden Idee, eine Anzahl von gut gewählten modernen Werken jedermann zugänglich zu machen und zugleich etwa Unverständliches zu erläutern, nur sympathisch gegenüberstehen können. Die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung entgegenstellen, sind freilich erheblich. Schon in der Auswahl hatten die Veranstalter nicht die Freiheit, die es ihnen ermöglicht hätte, ein volles Bild der gegenwärtig herrschenden Strömungen zu geben, sie waren eben auf das angewiesen, was ihnen von den Künstlern überlassen wurde. Die ausgestellten Werke — sie stammen alle von Berliner Künstlern — erheben sich, abgesehen von zwei kleinen Skizzen von Keller und Ihde, nicht über ein gutes Mittelmaß, sie sind aber fast alle tüchtig im besten Sinne des Wortes. Wichtiger noch für die Beurtheilung des Unternehmens scheint die Art der Erläuterung, die den Besuchern der Ausstellung gegeben wird. Am Sonntag wurde ein kurzer Vortrag gehalten, und dann sollten aus der Mitte der Zuhörer heraus Fragen gestellt werden. Der erste Vortrag schien der Art nach verfehlt. Es ist ziemlich zwecklos, die Besucher wohlwollend ganz allgemein aufzufordern, die Augen aufzumachen und genau zu sehen; wer zu der Ausstellung kommt, bringt schon den besten Willen mit. Wenn durch Worte überhaupt eine wirkliche Förderung in dem Verständnis der Kunst gebracht werden kann, so ist dies nur möglich durch eine eingehende Betrachtung des Einzelnen. Bei dieser Art ist auch am besten eine gewisse peinliche Empfindung des Herablassenden zu vermeiden, die sich bei allgemeinen Erörterungen sehr leicht in den Ton mischt und für den Redner wie für den Hörer, sofern sie irgend fein empfindend sind, außerordentlich bedrückend wirken muß. Zudem ist eine gute Analyse eines Bildes eine geistige Leistung, die tüchtige Vorbereitung erfordert, die zu geben und die anzuhören sich niemand zu schämen braucht; sind doch so viele Kunstgelehrte von Fach nicht im Stande zu sagen, was sie sehen. Es war dann aber am Sonntag sehr erfreulich zu bemerken, daß sich in den Einzelbetrachtungen, die sich an den Vortrag angeschlossen, diese Art der Einzelbetrachtung sofort einstellte und eine rege Theilnehmung fand. Ueberraschend schnell trat eine zwanglose Stimmung ein, in der sich vor verschiedenen Werken Gruppen bildeten, die zusammentamen und sich wieder lösten, ganz wie einen jeden die Laune trieb. Vielleicht läßt man den Vortrag, wenn er nicht anders gegeben werden soll, ganz fallen und sucht auf dem

zweiten Bege welter zu kommen. Wenn es gelingen sollte, den richtigen Ton zu treffen, und andererseits auch Ausstellungen zu Stande zu bringen, die wirklich ein Bild der modernen Kunstbewegung bieten, so wäre dies eine sehr erfreuliche Erscheinung in dem Kunstleben Berlins. Das Publikum des ersten Sonntags war, wenigstens in den ersten Stunden, nicht sehr zahlreich; aber es setzte sich in der That, wie die Leiter des Unternehmens es wünschten, aus den verschiedensten Kreisen zusammen. Wie wir hörten, hat die „Neue Freie Volksbühne“ bereits den Weihnachtssonntag belegt und mit der „Freien Volksbühne“ sind Unterhandlungen wegen des Besuchs der Mitglieder im Gange. —

— Der Stadt Köln wurde ein Bild Murillo's „Portiuncula“ für 100 000 M. angeboten. 72 000 M. wurden durch Sammlungen in der Bürgerschaft aufgebracht, den Rest bewilligte die Stadtverordneten-Versammlung. Das Bild geht so in den Besitz des Wallraf-Richartz-Museums über. —

Psychologisches.

c. Erinnerungsbilder und Gedächtnisbilder.
Ein französischer Forscher, Jean Philippe, hat eine Reihe von Untersuchungen angestellt, um zu ermitteln, in welchem Verhältnis die Anzahl der Erinnerungsbilder, die wir von einem bestimmten Gegenstand haben, zu der Häufigkeit steht, mit der wir ihn wahrgenommen haben. Man sollte von vornherein annehmen, daß wir von ihm eine um so deutlichere Vorstellung haben, je öfter wir ihn zu Gesicht bekamen. Philippe ließ nun eine Anzahl Personen ihre Erinnerungsbilder aufzählen und beschreiben, die sie einmal an die Venus von Milo, dann an eine Stednadel, an den Buchstaben A, an das Antlitz der Mutter hatten. Da stellte es sich heraus, daß die meisten der Befragten mehrere scharf umgrenzte und scharf gegeneinander abgegrenzte, deutlich beschreibbare Erinnerungsbilder der Venus von Milo, dagegen nur ein ganz schemenhaftes allgemeines Bild der Stednadel und Zigarette besaßen. Die Erinnerungsbilder sind um so weniger zahlreich, je häufiger die entsprechenden Vorstellungen vorhanden gewesen sind. Außer der Häufigkeit kommt in Betracht, ob die Vorstellungen einen größeren oder geringeren Inhalt gehabt haben. Zusammengesetzte und komplizierte Vorstellungen wie die der Venus von Milo werden besser reproduziert als einfachere wie die der Stednadel. Man darf dabei Gedächtnisbilder, bei denen wir uns bewußt sind, daß wir dieselben Vorstellungen schon früher einmal gehabt haben, und Erinnerungsbilder, bei denen dieses begleitende Moment nicht vorhanden ist, nicht zusammenwerfen. Die Gedächtnisbilder werden durch die Wiederholung verstärkt, die Erinnerungsbilder schwächen sich ab. —

Gesundheitspflege.

— Nach einer körperlichen Ueberanstrengung, einer intensiven geistigen Arbeit im Zustande einer Ermüdung ein kaltes Bad zu nehmen, in welcher Form es auch sei, ist — so schreibt H. Veerwald in der „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie“ — keineswegs richtig, und die Erfrischung, welche darauf folgt, ist nur eine scheinbare und kurz dauernde. Ein kaltes Bad hat die Wirkung einer Anregung, eines Reizes, und fügen wir zu einem schon vorhandenen Reizzustand einen neuen Reiz, so tritt wohl momentan eine scheinbare Wiederbelebung ein, und wir fühlen uns zu neuer Leistung gekräftigt und gestärkt; sehr bald aber wird die Abspannung um so größer, und wir werden trotz aller Energie den Körper nicht zur ferneren Arbeit zwingen können. Nur das warme Vollbad vermag dem Ermüdeten Erholung zu gewähren, und je länger wir z. B. nach einem anstrengenden Marsche in der mit Wasser von 28 Grad Reaumur gefüllten Wanne bleiben, desto mehr löst der erregte Nerv ab, desto mehr überkommt uns das wohlthunende Gefühl der Ruhe, welche die Grundbedingung für jede erprießliche Thätigkeit ist. Darum ist ein kaltes Bad wohl des Morgens nach Verlassen des Bettes am Plage, viel weniger aber im Laufe des Tages und besonders aber ist es geradezu falsch und verkehrt gehandelt, wenn wir für den durch die Arbeit ermüdeten Körper in einem kalten Bade die Quelle neuer Kräfte suchen. —

Technisches.

— Planmäßige Einrichtungen zur Verhütung der Wellen durch Del besitz der Hafen der Stadt Bergen in Norwegen. Um den unter Umständen sehr heftigen und hochgehenden Wellen des Byfjord den Eintritt in das Vaagenbeden, den Hafen von Bergen, unmöglich zu machen, ist dasselbe am äußersten Ende durch steinerne Molen von etwa 4—5 Meter Breite abgeschloffen. Eine Mole von 90 Meter Länge liegt als eigentlicher Wellenbrecher mitten in der 300 Meter weiten Hafenummündung; diese Mole ist die ältere. In jüngerer Zeit ist am nordöstlichen Hafentopfe unter gleichzeitiger Erbreiterung des Ufers eine kurze Stäckmole ausgeführt worden. Auf diese Weise bleiben zwei Ein- und Ausfahrtsöffnungen von etwas mehr als je 100 Meter Breite zu beiden Seiten der Mittel mole frei. Natürlich ist bei starkem Wellengange die Einfahrt in den Hafen sehr gefährlich, wenn nicht unmöglich. Die hierbei für die Schiffe bestehende Gefahr hat man nun dadurch zu vermindern gesucht, daß man bei den Hafeneinfahrtsstellen Einrichtungen schuf zur Verhütung der Wellen durch Del. Sie sind im wesentlichen doppelter Art. Zunächst hat man auf den Molenköpfen große Delbehälter aufgestellt; von diesen gehen enge Röhren aus, die sich nach verschiedenen Richtungen vom Molenkopf aus verzweigen und im Stande sind, Del auf das unruhige Fahrwasser hinauszuprützen. Außer den Delbehältern

auf den Molenköpfen umfaßt die ganze Verhütungsvorrichtung noch eine Reihe von großen Tonnenbojen, die bis auf einige Entfernung von den Molen aus über das Außenwasser vertheilt sind. Diese Bojen enthalten ebenfalls Delbehälter und in Verbindung damit eine in Bergen erfundene Auspritzvorrichtung, die ihren Antrieb durch diejenige Kraft erhält, welche die Wellen den Bojen durch Hebung ertheilen. Die Anordnungen über die Wirksamkeit dieser Einrichtungen lauteten, wie dem „Zentralblatt der Bauverw.“ geschrieben wird, sehr zufriedenstellend, und zwar wurde der Erfolg dahin erlautert, daß der schäumende, oft mächtige Wellentamm, der sich häufig überschlägt, unter der Einwirkung des Dels verschwindet, und daß hiernach die Welle gleichmäßig erhaben oder vertieft gerundet erscheint. Die Vorrichtungen werden nur nach Bedarf ganz betriebsfertig gehalten; zu gewöhnlicher Zeit ist die Delfüllung nicht vorhanden. —

Humoristisches.

— Kunstsinig. Spießer zu seiner Frau: „Jetzt paß' auf, was ich sag': Weil ma heut' net in d' Menagerie komma san, geh'n ma morgen in d' Kunstausstellung!“ —

— Bedenken. Onkel: „Wenn Dich tante fragt, was ich getrunken habe, so sagst Du fünf Glas; verstanden?“

— Nefse: „Zawohl!“ (Nach einer Weile): „Onkel, wenn sie mich nun fragt, woher Du so betrunken bist? . . .“

— Ein Mann ein Wort: Sie: „Wann wirst Du mir Geld geben für ein neues Kleid?“

Er: „Nächste Woche.“

Sie: „Das sagtest Du schon vergangene Woche.“

Er: „Ja, das sage ich jetzt und werde es nächste Woche auch sagen. Ich gehöre nicht zu der Sorte von Männern, die in der einen Woche so und in der nächsten anders sagen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Schlepptanker, welcher die Hamburger eiserne Barl „Dione“ von Goole nach Hamburg bugieren sollte, ist nach Goole zurückgekehrt und meldet, während eines Sturmes sei das Schlepptau gerissen und beide Schiffe hätten einander verloren. Der Dampfer habe bis Donnerstag Abend nach der Barl gesucht, ohne eine Spur von ihr zu finden. Die „Dione“ hat 16 Mann Besatzung. —

— Vor acht Tagen fiel ein 15 jähriger Böttcherlehrling in Wolfsdorf (Schlesien) hin und zog sich dabei eine unbedeutende Wunde im Gesicht zu. Nach kurzer Zeit stellte sich ein Mundstarrkrampf ein, dem der junge Mensch erlag. —

— Ein Arbeitsloser in Wien trat, während er mit seiner Familie beim Abendessen saß, plötzlich vom Tisch fort und stieß sich ein scharfes Messer bis zum Hest ins Herz. Dann kam er wieder zum Tisch und sagte: „Nieht mir das Messer heraus!“ Dies geschah; der Schwerverletzte stürzte zu Boden und war in wenigen Minuten eine Leiche. —

— Bei der in den Depeschen am Sonntag gemeldeten Mordthat in Uj-Beherto (Komitat Szabolcs) handelt es sich nicht um eine „Bauern-Revolve“, sondern um einen Fahrmarkts-Krazechl, bei dem die ungarische Gendarmerie, wie gewöhnlich, in der brutalsten Weise vorging. Ein betrunkenen Bauer wurde mit den Gendarmen handgemein und wurde von diesen niedergestochen. Als sich darauf andere Bauern gegen die Gendarmen wandten, schossen diese sofort. Drei Bauern wurden verwundet. —

— Unweit der Stadt Neuenburg (Schweiz) wurde in einem unbebauten Grund unter einer Weide ein prachtvoller Ring gefunden, der als ehemaliges Eigentum des Herzogs von Burgund, Karl des Kühnen, erkannt wurde. Wahrscheinlich hat der „Kühne“ Heerführer ihn zurücklassen müssen, als er nach seiner Niederlage bei Granon am Neuenburger See sein Lager den Eidgenossen lassen mußte. —

— In ganz Ober- und Mittelitalien richtete ein heftiger Orkan in der Nacht zum Sonntag schweren Schaden an. In Genua wurde ein Leuchtturm beschädigt. Auf dem Luganer See sind zwei Dampfschiffe gesunken und viele kleinere Fahrzeuge zerschellt. Auch auf hoher See sollen Schiffsbrüche vorgekommen sein. —

— Auf dem Pondscherh-Staden in Havre verbrannten 2000 Ballen Baumwolle. Der Schaden wird auf 600 000 Frks. geschätzt. —

— Bei Kilrush stieß, wie aus London gemeldet wird, der Dampfer „Mermaid“ mit dem Hamburger Dampfer „Premier“ zusammen. Der „Premier“ sank in wenigen Minuten; die Mannschaft wurde gerettet. —

— In London wurde dieser Tage „für wohlthätige Zwecke“ an den Meistbietenden für 16 000 M. ein Kuß einer Schauspielerin losgeschlagen! —

— Am Sonnabend und Sonntag wüthete auch an der ganzen atlantischen Küste von Washington bis nach Boston hinauf und landeinwärts bis gegen Pittsburg ein orkanartiger Schneesturm. Der Verkehr ist unterbrochen und die Schifffahrt hart mitgenommen. 30 Barken sollen Schiffbruch erlitten haben; bei Boston allein sollen mehr als 12 Personen ums Leben gekommen sein. —